

Gute Gedanken.

Kein Wortwurf schmerzt uns tiefer als derjenige, welchen wir selbst vorausgeschaut haben. Denn zu der Reue tritt beschämend das Gefühl der Schwäche, welche uns der besseren Einsicht zu folgen abhielt.

Daß man zuweilen nicht widerspricht, weil man zu vornehm ist, können viele Menschen gar nicht begreifen. Es sind dieselben, die immer glücklich sind, Recht behalten zu haben.

Die Selbstquälerei ist das Vaster der guten, aber schwachen Naturen. Sie ist eine Folge der Eitelkeit. Welcher reise Mensch wird aber auch immer gefallen wollen? Schere dich nicht um die Meinung der Anderen, und du wirst auch von der Selbstquälerei erlöst sein.



Eine Stadt ohne Budget. Ein seltener kommunaler Konflikt ist über die kleine dänische Stadt Esbjerg heringebrochen. An der Westküste Jütlands, unweit der deutsch-dänischen Grenze gelegen, hat Esbjerg als Export- und Importhafen für den recht bedeutenden dänisch-englischen Handelsverkehr im Laufe der letzten 20 Jahre eine steigende Bedeutung gewonnen und ist aus ganz kleinen Anfängen in verhältnismäßig kurzer Zeit nach dänischen Verhältnissen zu einer Stadt von mittlerer Größe angewachsen. Die ungewöhnliche Entwicklung hat das Verhältnis der politischen Parteien unter den städtischen Einwohnern nicht unbefruchtbar gelassen, indem sie die Sozialdemokratie sehr förderte. Die Bürgerrepräsentation Esbjergs zählt 3. 3. 19 Mitglieder, von welchen mehr als die Hälfte, nämlich 10, Sozialdemokraten sind. Mit Hilfe der bürgermeisterlichen Stimme konnte die bürgerliche Partei bisher dem Proletariat noch so eben die Stange halten. Doch beginnt das Verhältnis der Stimmengleichheit jetzt recht lästig zu werden. Die zehn Antisozialdemokraten hatten neulich einige von der Linken beantragte Bewilligungen — darunter kleinere Summen für die Vorarbeiten eines Gemeindeparkes, für die Vorsehung armer Schulkinder und eine Unterstützung der Volkshochschule — abgelehnt und mühten es sich aus Mache hierfür gefallen lassen, daß die zehn Sozialdemokraten dem neuen städtischen Budget ihre Unterschrift verweigerten. Der bedrängte Bürgermeister wandte sich an den Minister des Innern.

Selbsthat einer Arztgattin. Die 11 Jahre alte Tochter des Duzer Oekonomisten Klausniger verbrannte sich, wie das Prager Abendblatt kürzlich meldete, vor ungefähr 4 Monaten den ganzen Rücken bis hinunter zu den Füßen. Es bildete sich eine einzige große Brandwunde, die nicht heilen wollte. Anfang Dezember sandten die Eltern des Mädchens zu Herrn Dr. Schneider nach Wienmühle i. S., welcher auch sofort in Begleitung seiner Gattin erschien und die bei schwierigen Operationen Assistenzdienste versteht. Nach Untersuchung der Wunde erklärte Herr Dr. Schneider, das mißgewachsene Fleisch müsse dem Kinde vom Rücken geschnitten, der Eiter aus der Wunde entfernt und der Rücken selbst

mit frischer Menschenhaut überzogen werden. Da sich Niemand bereit erklärte, Haut von sich abgeben zu wollen, erbot sich die Doktorsgattin hierzu. Die edelmütige Handlung der Dame bewog auch den Bruder des Mädchens, einen Schmiedegesellen, zur Hautabgabe. Es wurde auch gleich zur Operation geschritten. Das Kind wurde narcotisiert, die beiden erwachsenen Personen nicht. Der Doktor nahm seiner Gattin die Haut an den beiden Fußgelenken und dem Bruder des Kindes an beiden Armen ab und nähte sie sofort an den Rücken des Kindes. Die Operation gelang vollständig. Die Heldenthat der Doktorsgattin hat hier in der ganzen Umgegend Bewunderung hervorgerufen, da sie reinster Menschenliebe entsprang.

Der geheimnisvolle Hotelkeller. Die Petersburger Bischofs- und Wladimir-Wiedomosti berichten über eine merkwürdige Entdeckung, die man in einem verfallenen Hotel garni in Moskau in der Nähe eines Bahnhofes gemacht hat. Der neue Besitzer des Hotels legte eine gründliche Restaurierung des ganzen Hauses, wobei man in einem Gastzimmer, das an die Wohnung des früheren Eigentümers grenzt, im Fußboden leicht von der Stelle zu entfernde Bretter fand, die den Zugang zu einem geheimen Keller verdeckten. Bei weiterer Untersuchung konstatierte man, in diesem Zimmer eine trefflich verorgene Thür, die sich auf einen Fieberdruck von der Wohnung des ehemaligen Hotelbesizers aus öffnen ließ. Die Polizei nahm eine Untersuchung des Kellers vor, den man mit allerlei Gerätschaften, von allem aber mit Leberreife von Handkloßern, Reisefäden, alten Anzügen angefüllt fand. Außerdem stieß man auf eine Anzahl menschlicher Knochen. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß diese Funde auf 20—30 Jahre zurückdatieren. Der Vorgänger des jetzigen Besitzers konnte nachweisen, daß ihm weder der geheimnisvolle Keller noch die geheime Kommunikation zwischen seiner Wohnung u. dem Gastzimmer bekannt war, und daß er in den letzten zehn Jahren, während welcher das Hotel sein Eigentum war, diesen Teil des Hotels nie restauriert habe. Die Moskauer Polizei forscht nun dem früheren Eigentümer des Hauses nach um eine Aufklärung des geheimnisvollen, zum mindesten bedenklichen Fundes zu erlangen.

Standesamt Dohhelm.

Geboren: Am 17. November dem Schreiner Peter Mangold eine Tochter Elise Helene. — Am 20. November dem Bürgermeister Philipp August Roffel e. Tochter Luise Amalie Lina. — Am 21. November dem Antiker Ludwig Haberstock eine Tochter Luise Adolphine Lina. — Am 22. November dem Landmann Wilhelm August Wintermeier ein Sohn Wilhelm. — Am 23. November dem Rechnungsführer Wilhelm Jähr ein Sohn Wilhelm Friedrich. — Am 24. November dem Weichensteller Anton Antkes eine Tochter Anna Maria. — Am 25. November dem Schneider Carl Müller ein Sohn Carl Ludwig. — Am 26. November dem Lärcher Carl Philipp August Roffel eine Tochter Frieda. — Am 26. November dem Lärcher Johann Stroh ein Sohn Heinrich.

Aufgeboren: Am 18. November der Schlosser August Fritz Riffert mit der Haushälterin Anna Wald von Bingerbrück. — Am 18. November der Fuhrmann Carl Hommel aus Wiesbaden mit der Clara Emma Ruff. — Am 29. November der Franz Josef Emil Scholz mit der Wittve Josephine Margarethe genannt Maria Hartmann geborene Wagner.

Verheiratet: Am 29. November der Inspektor Philipp Rinkel mit der Haushälterin Anna Maria Martert.

Gestorben: Am 20. November dem Tagelöhner Franz Schipper ein Sohn Namens Karl Schipper, drei Monat alt. — Am 21. November der Fabrikarbeiter Johann Theodor Giesen 14 Jahre alt.

Der feinste
Kräuterbitter-Liqueur
ist unstreitig **Marburg's**
„Schweden-König“

Er ist von wohltuender Wirkung bei allen Magenbeschwerden, er fördert die Verdauung in ausgezeichneter Weise, ist unerreichbar an Güte und Bestimmtheit und übertrifft alle sonst angepriesenen Bitter-Liqueure u. s. w. an Wohlgeschmack und Reinheit. Nur meine Firma ist berechtigt, die Bezeichnung

„Schweden-König“

zu führen. Diese Bezeichnung ist geschützt unter No. 12633 und jede mißbräuchliche Benutzung wird gerichtlich von mir verfolgt. 5125

Bestellungen nimmt jedermann gern entgegen.
Der alleinige Fabrikant:
Friedr. Marburg,
Neugasse 1.
Depots in den meisten Geschäften und Restaurants.

Das diesjährige
Weihnachts- und Kinderkonzert
unserer Schüler und Schülerinnen findet am **Montag, den 22., Abends 6 1/2 Uhr,** im Saale **Dotzheimerstr. 24** statt.

Zum Besten
der **Weihnachtsbescheerungen im Kinderhort**, in der **Kinderbewahranstalt** und im **Rettungshaus.** 5489
Beethoven-Conservatorium (Friedrichstr. 48).
Dir. H. G. Gerhard.

Honiglebkuchenteig
mit Gewürz und Trieb, fertig zum Verarbeiten, **pro Kilo 80 Pfg**

Honiglebkuchen
von 10 Pfd. aufwärts wird jedes Quantum an Wiederverkäufer zum Engrospreise abgegeben. 4800

Brot- und Feinbäckerei (Maschinenbetrieb)
F. Zimmermann, Moritzstraße 40.

Taubfägelholz billig zu verkaufen.
R. Blumer & Sohn,
Holzschneiderei, Friedrichstraße 87.
314

M. Bentz,

12. Ellenbogengasse 12.

Aeltestes Galanterie- und Spielwaaren-Magazin Wiesbadens,

gegründet 1862 unter der Firma

J. Keul.

Telephon No. 341.

Man achte genau auf Firma und Hausnummer.

4276

Trauringe

Gold- u. Silberwaaren

empfiehlt das Etagegeschäft von

Fritz Lehmann, Juwelier.

Kein Laden.

Langgasse 3, 1. Etage,
an der Marktstraße.

Kein Laden.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

Nr. 296.

(3. Beilage.)

Freitag, den 19. Dezember

1902.

Spielteufel.

Realistischer Roman von Alfred Friedmann.



(Nachdruck verboten.)

„Du erlaubst wohl,“ sagte er.

„Was denn?“

Er holte eine frische Zigarre, wohlbeleibte Upmann aus der Westentasche, schlug Feuer und zündete sie an. Weiter schritten sie, hundert Schritte vor, hundert zurück. — Sie sprachen gar nichts mehr, sie empfanden bloß. — Dann küßte er sie nochmals. Es war gegen zehn.

„Adieu Käthe. Auf Wiedersehen. Du hast ja Telephon.“ Er verschwand zwischen den Gaslaternen.

Das war so ein Liebesabend beider.

Dreizehntes Kapitel.

Am Morgen nach jenem Abend in der italienischen Ausstellung, nach jenem jämmerlichen, nachmittäglichen Regenjammer, da ihn Heine'sche Visionen geplagt — erwachte Willy Schottberger spät aus endlich traumlosem Tiefschlaf.

Er besann sich kaum des Vergangenen.

Er wußte nicht mehr, ob er den Vorfall schon gefast, sich von keinem Weibe unterjochen zu lassen.

Aber er fakte ihn jetzt.

Er wusch sich mit kaltem Wasser zog seinen befallten Leinenkittel über das schloßweiße frische Hemd, reichte die Arme, machte zwei Duzend Kniebeugen, einige Handübungen und trank den Thee, den ihm sein Familiar nebst Gebäck und Eiern brachte. Und dann arbeitete er seelenvergnügt.

Erst an einem Frauenkörper in nassem Thon, den er neben der Diskuswerferin begonnen.

Und dann wusch er sich die Hände aufs neue und griff zum Meißel einen mächtigen punktierten Marmorblock behauend. Ein reicher Mäcen hatte eine Gruppe nach einem Gipsentwurf in der Ausstellung bestellt. Eine Kopie davon durfte er für einen Freund seines Gönners in der Rauchstraße liefern.

Für die nächste Zukunft brauchte er nicht zu bangen. Nur Ruhe, keine Ueberstürzung und Ablenkung, kaltes Blut, eiserne Hand.

Und wenn erst seine Diskuswerferin bekannt würde!

Wenn sich ein Mäcen fände, der ihm einen reinen Block aus Carrara kommen ließe, wenn er die Verzauberte die ihm als noch reinere Idee vorschwebte, als die schon im Thon halbverwirklichte — — — das Dornröschen im Marmor erküste!

Er empfand, als ob das noch schwer zu Vollendende in herrlichster Erfüllung vor ihm stände. Er hatte einen Moment reinen Glücks.

Momente — des Glückes, der Eingebung, des tiefsten Schmerzes sind eben wie Wölfe am Himmel, oder Nachthimmel — sie können nicht lange dauern. Momente von Dauer — welcher Witterung!

Es kopfte.

Willy schauderte zusammen Allein. Allein! Was andere als ein Furchtbares, ein zu Scheuendes ansehen — des Künstlers Lebensmoment ist es.

Oder eine Egeria mußte ihn leisen Athemholens, ein Waise, süßen Flügelstages, nachhören.

Herein — — —

Es war Gretje Holler, das Modell.

Vielleicht hatte Canova Augenblicke, wo ihn Vittoria Bonaparte mit der heimlichen Schönheit ihres Märchenleibes störte?

Die Bengis, die Apelles und Praxiteles, die griechischen Leuten, die dann den Amazonentypus nach dem Leben schufen, sie wollten vielleicht trotz der Konkurrenz athenischer und spartanischer Jungfrauen — allein sein und aus dem unberechenbaren Geiste heraus ihre Phantome verkörpern.

Willy hatte Gretje Holler — satt.

Sie war die banale preussische Schönheit.

Er sah nach seinem Heine auf dem Regal.

„Süße gewöhnliche Weiber“ fiel ihm ein.

Es mußte sein.

Sie hatte ihm manchen artistischen Dienst erwiesen, mit Selbstverleugnung — und — um ihre Familie zu ernähren. — Er konnte sie nicht — so gern er es gethan hätte, — hinauswerfen.

„Herr Willy“, sagte sie in ihrer familiären, gewöhnlichen und doch gewinnenden, weil naiven, unberechneten Weise, „id bin da!“

„Det sieht een Blinder!“ spottete Willy, halb ärgerlich, halb gutmüthig. Das Künstlervölkchen kann nie so recht unmenschlich böse sein — wie etwa die Goldmanns, Berkmanns und Konforten, wenn es ihnen an den Kragen geht.

„Et is eijentlich nich meine Stunde, Herr Willy, aber id bin den unmenschlich weiten Weg herangefollert, weil — —“

„Na — weil — — —“

„Na, weils doch mal heraus muß.“

„Was denn? Brauchen Sie Geld?“

Sie lächelte verächtlich.

„Willy, Sie kennen mir. Id bin een anständiges Weechen und bin bisher mit niemand nich gegangen. Id weech, wat id thue, et is vielleicht in Gottes und meines Herrn Pfarrers Augen — id gehe Sonntags in die Kirche — nich scheen — aber et ernährt meine Ollen und etliche Jöhren und Weechens, meine Geschwister, die et eenmal doller treiben könnten, als wie id. Willy Du kennst mir in- und auswendig. Aber —!“ — — —

„Nu aber nicht so lange! Du siehst id arbeete!“ sagte Willy ungeduldig, aber belustigt im Innersten.

„Aber, Willy — Du hast een anderes Mobell. Id sah Dir jüngst den Kopf machen — det is eene Deubelische. Gegen die kann id nich aufkommen. Und nun sieh, Meister Willy, Herr Schottberger — id liebe Dir doch so sehr!“

Sie fiel ihm um den befallten Leinenkittel und heulte herzzerbrechend.

Darauf war Willy nicht gefast.

Sie bethränkte ihm den schönen, kurzgestutzten Vollbart, sie küßte ihn wahnstinnig, sie hing sich an ihn, wie ein nasses Hemd, wie eine Klette, wie ein Unglück.

„Aber Grethe“, sagte er kalt.

Sie fühlte alles aus den zwei Worten.

„Willst“, fuhr sie in größter Exaltation fort. „Du brauchst mir nicht zu verachten. Beim heiligsten Gott, wenn et einen gibt und Du an einen glaubst, id bin unschuldig, wie een — — —“

Sie fand keinen Vergleich.

„Ich weiß und ich glaube es!“ entgegnete er. „Aber ich kann Dich doch nicht heirathen! Dich nicht — — und keine. Ein Bildhauer mit einer Frau — —“

„Du sollst ja jarnich. Nimm mich hin, mach aus mir, wat Dir beliebt, id will Dein Alles, Dein Nichts sein. Aber — id bin eifersüchtig auf den Kopf — den Du gestern — oder is et schon länger — gemacht hast. Das ist eine. Das ist eine Furchtbare. Nimm Dir in acht vor ihr. Nimm mir lieber ganz, als 'n Finger von ihrer Hand. „Deshalb bin id gekommen, Willy! Willst Du? Nochmals nimm mich, tödte mich — aber halt zu mir, laß ab von Jener. Id will versuchen, Dir alles, alles zu sein, alles, verstehst Du mich?“

Sie glühte. Sie behte.

Es war wirklich schön in der Erregung, das Kind aus dem Wolke — dem Norden.

Er schüttelte sie ab.

Kein Zwang.

Keine Frauen.

Frei. —

Er gewann völlige Meisterung über sich selbst.

„Grethe! Komme morgen zwischen vier und fünf — für die Diskuswerferin.“

Sie war selig. Ein bellender Hund, den man einen fetten Bissen zuwirft, verstummt und — genießt.

Willy war allein. Befreit.

Draußen im Felde, hundert Schritte vor dem einsamen Atelier, begegnete Grethe Holler einer wunderbaren Gestalt, deren Antlitz die Züge des Reliefs Willys trug.

Die beiden Frauen maßen sich mit den Blicken.

Daß die schöne Erscheinung eine Beziehung zu dem seltsamen Relief des Meisters hatte, empfand Grethe nicht sofort, als sie jener begegnete. Und daß Grethe von Willy kam, kommen konnte, fiel Hortense auch nicht bei.

Erst als die beiden Frauen sich nochmals umbrehten, fühlten sie instinktiv, daß sie Feindinnen seien, werden mußten.

Und doch wollten beide nur sein Glück.

So glaubten sie.

Sie wollten willenlos doch jede nur ihr Glück von ihm, durch ihn. Die Schienenstränge eines Hauptbahnhofes kreuzen sich die Geleise der Menschen und der Zusammenstoß ruht in der Hand des Weichenstellers, dessen Politik es ist, unsichtbar zu bleiben. Indessen athmete Willy auf.

Heute noch wollte er seinen Freund Doppelmaier aufsuchen und ihm sagen, wie recht er habe, daß aus Liebe alles Unglück komme, wie auch Hortense gesagt. Daß Arbeit seine Gottheit sein müsse, daß alles unzuverlässig außer der Kunst!

Auch wenn wir das Höchste in ihr nicht erreichen, auch wenn sie uns enttäuscht, die Stunden, die sie bei uns gewieilt, die Stunden, da wir ihr uns hingegeben, haben uns der garstigen Welt der Zeitlichkeit, dem Alltagsgetriebe, den Grillen entzissen — wir waren doch zu Gast bei Zeus — sein Himmel war uns offen.

Auch die Liebe kann solche Stunden geben!

Aber sind sie reuelos?

Haben wir dann nicht etwas zerstört, an uns gekettet, etwas versprochen, was wir nicht halten können, gelogen, sind wir nicht belogen worden? Was geht nicht alles unter der Spitzmarke Liebe.

„Dann war es die echte nicht“, sagt man später.

Einen Moment war es vielleicht die echte! Aber dauernde Momente — heiliger Widersinn!

Willy lachte auf.

„Mein Junge, in letzter Zeit philosophierst Du mir zu viel Wilde, Künstler!“

Und er begann wieder maßvoll und vorsichtig den Marmor abzuklopfen.

Da bellten die Hunde.

Sonderbar. Sie schienen ihm ein Freudengebell anzuschlagen. Er kannte ihr Gefäß und ihr Geheul. Sie lachten und jürnten wie Menschen. Kam Doppelmaier zu ihm? Kam ein lieber alter Bekannter? Der Wäcen, der ihnen immer Diskuit mitbrachte, der gute, alte Narr?

Da klang die Thür.

Es rauschte wie Seide.

Sie stand vor ihm.

Hortense.

„Hortense!“ schrie er.

Sie begagarte sich und reichte ihm eine kühle Hand.

Er bedeckte sie mit Küßen.

Sie ließ es geschehen.

C'est l'usage.

Er bot ihr einen Stuhl.

Er holte eine Flasche Malaga, ein feines Glas, das er sorgsam abwischte — es lag eine Gipskruste über allem — und eine silberne Voite mit Cafes.

Sie kostete.

Sie sah sich neugierig um.

Ohne Brüderie. Mit Wohlgefallen und Neugier.

Sie war noch nie in einem Künstler-Atelier gewesen.

Ihr Blick glitt über die Köpfe von Cäsaren und Agrippinen hoch oben auf Regalen, über Mädchenprofile und Frauengesichter über Gipsabgüsse von Vestalungen, die Willy in Marmor ausgeführt, über Marmorsachen — die ihm aus Jugendzeiten, unabhengenommen, „für Rechnung“ geliehen waren. „Böse Zeiten!“

Dann sah sie zustimmend auf das unfertig aus dem Marmor geprüngene Gruppenbild, einige angefangene Entwürfe. Arbeiten wieber, die sie aus dem „Marssfelde“ am Lehrter Bahnhofe kannte — und zog endlich durch eine Gebärde, der Willy gehorchte, die nassen Tücher von der „Diskuswerferin“ hinweg.

Sie machte eine Doppelbewegung.

Eine, die ungefährt einem enthusiastischen „Ah“ gleich. So belobt der Mann im Sperrfisch im Theater.

Und dann eine Bewegung der Enttäuschung, die nicht ganz Entrüstung ist.

Sie hatte in der Diskuswerferin eine Rivalin und in der Nivalin die „Person“ — so fühlte sie jetzt — erkannt, der sie vor wenigen Minuten im freien Felde begegnet war.

Willy las auf ihrem Gesicht.

Er wußte — die Liebe weiß gar viel — was Hortense blieb. Schnell durchs Gehirn gezogen war.

„Ah, Willy, das ist gut. Das ist sehr gut. Das ist fast schön. Sie haben einen preussischen Frauenkörper, nicht ganz so voll und „süß gewöhnlich“, wie die vier Wachschalterinnen am Neptunbrunnen hinter dem Schloß idealisirt. Sie haben ein hübsches Modell gehabt und von der Sehkunst Ihrer Augen dazu gethan. Bravo, Willy, c'est tres bien, Willy!“

Sie schwieg und sann.

„Aber so wie der himmlische Praxiteles gestümpert hat“, unterbrach sie der Bildhauer, „als er seine Venus von Knidos nach einem oder vielen athenischen Mädchenkörpern schuf, so blieb ich weit hinter dem göttlichen Schöpfer zurück! So wollen Sie sagen. Theure Hortense, das lese ich auf dem mitteilidig-spöttischen Zucken Ihrer einzigen Lippen, das erzählt mir der Ausbruch des zufriedenen-unzufriedenen Gesichtes. Ich habe nachgestümpert, weil ich einen unvollendeten, einen nicht göttlich schönen Mädchenleib als Modell hatte, nicht wahr, das ist Ihr Gedanke?“

Hortense schwieg.

Sie war nicht übermäßig eitel auf ihre Gestalt. Vielleicht hatte sie sich oft des Abends oder Morgens vor ihrem Spiegel in der Oberwallstraße gesagt, der solle eigentlich auf einem der stillen bayerischen Königsschlössern stehen, oder in einem Trianon, oder in der alten Hellaswelt, oder bei Cäsar Dorgia gestanden haben — irgendwo, da man noch tabellose Schönheit zu würdigen verstand — und wenn Willy sie gesehen hätte, würde er eine andere Diskuswerferin geschaffen haben.

Willy las das alles auf ihrem Antlitz, über welches die hereinfallenden Lichter, mit den Gedanken leise verweilend, huschten.

„Hortense!“ sagte er flehend zu ihren Füßen, „willst Du mir nicht ein klein wenig von Deiner Schönheit enthüllen? Sieh.“

Er zog den nassen Schleier von dem fast fertigen Tonrelief, ihrem Kopfe — — —

Sie sah bald den Entwurf, bald den Bildner erstaunt an. So viel hatte er sich mit ihr beschäftigt, ihre Züge also in sich aufgesogen.

Sie liebte ihn — sie liebte ihn nur noch mehr darum. Aber sie schüttelte ängstlich, innerlich keusch und äußerlich vorsichtig auf ihre Reinheit bedacht — — sie schüttelte verneinend das schöne Haupt, das wie eine Blüte aus dem Wasser, über ihren Schultern schwannte.

Erregt fuhr Willy fort:

„Ich habe gerungen — aus dem Gedächtniß — wie Jakob mit dem Engel. Sieh, Hortense, das ist alles, was ich fertigebracht habe. Es ist nur ein wenig von Deinem süßen Antlitz, Deinem klassisch geformten Kopfe das Oval Deines Gesichtes Dein zierliches Ohr — —“

„Schmeichler!“

Fortsetzung folgt



Edle Feindschaft.

Der konföderierte General John B. Gordon ritt während des amerikanischen Bürgerkrieges an der Spitze seiner vordringenden Division über das Schlachtfeld von Gettysburg, als er unmittelbar vor seinem Pferde den Körper eines scheinbar toten Offiziers liegen sah. Er parierte sein Pferd und bemerkte, als er genauer zusah, daß sich die Augen und die Lippen des Mannes leise bewegten, daß er also nicht tot war. So stieg er ab, legte jenem einen Futtersack unter den Kopf, reichte ihm einen Schluck aus seiner Flasche und gab, als dieser sich etwas ermunterte, seinem Bedauern über dessen Lage Ausdruck mit der Frage, ob er nicht etwas für ihn tun könne. — „Ich bin General Gordon,“ sagte er. Sofort ertönte schwach die Antwort: „Dank, dank, General. Ich bin Brigadegeneral Barlow von Newyork. Für mich können Sie nichts mehr tun. Ich bin dem Tode verfallen.“ Nach kurzem Schweigen fügt er jedoch hinzu: „Ja, Sie könnten's doch. Meine Frau befindet sich im Hauptquartier des Generals Meade. Wenn Sie selbst die Schlacht überleben, so lassen Sie sie wissen, daß ich hier in Erfüllung meiner Pflicht gestorben bin.“ — Gordon versicherte, daß er, wenn er am Leben bleibe, diese Meldung an seine Gattin übermitteln werde. „Doch, kann ich sonst gar nichts für Sie tun?“ Wieder eine Pause, und dann ersuchte der schwer verwundete General — er hatte einen Schuß in die Brust — den freundlichen Feind, in die linke Brusttasche seiner blutbefleckten Uniform zu fassen, worin er ein Packetchen Briefe finden werde. Gordon tat, wie er wünschte. Dann fuhr der Verwundete fort: „Nun bitte, nehmen Sie einen davon und lesen mir ihn vor. Sie sind alle von meiner Gattin. Ich möchte, daß ihre Worte die letzten wären, die ich in dieser Welt höre.“ Auf ein Knie an der Seite des Feindes gestützt, willfahrte General Gordon seinem Wunsche, und als er mit der Vorlesung des liebevollen Schreibens eines edlen, patriotischen Weibes geendet hatte, dankte ihm Barlow noch einmal und bat ihn nur noch, die Briefe nun zu zerreißen, um sie nicht in unwürdige Hände kommen zu lassen. Auch das geschah; mit einem leichten Händedruck trennten sich die beiden Männer und der konföderierte Offizier setzte sich wieder an die Spitze seiner Truppen, die inzwischen zum Teil vorbeigezogen waren. Nicht gewillt aber, die Botschaft an Mrs. Barlow der Ungewißheit, ob in dem sich weiter entwickelnden Kampfe sein Leben erhalten bliebe, auszuliefern, schrieb er, auf seinen Sattel gelehnt, schnell einige Worte nieder und übergab diese dann einem Ordnonanzoffizier mit dem Auftrag, ein weißes Taschentuch an seinem Säbel zu befestigen und an die Linie der Unionisten heranzureiten. Er erhielt auch bald Meldung von der Ausführung dieses Auftrages und daß der Union-Offizier, der die Botschaft übernahm, versprochen habe, sie sofort an ihre Adresse zu befördern. — Elf Jahre später befand sich Gordon, jetzt als Senator der Vereinigten Staaten, bei einer Tafel in Washington, wo sein Wirt ihm einen Gast vorstellte, den er General Barlow nannte. „Sind Sie ein Verwandter jenes Generals und ehrenvollen Soldaten Barlow, der bei Gettysburg fiel?“ — „Ich bin selbst jener General Barlow von dem Schlachtfelde bei Gettysburg,“ lautete die überraschende Antwort, „und Sie, Sie sind der General Gordon, der mich gerettet hat.“ Es verhielt sich in der Tat so. Die vom Schlachtfelde an die teure Gattin gesandte Notiz hatte ein Leben gerettet, denn daraus hatte jene erfahren, wo ihr Gatte schwer verwundet lag. Trotz eigener Lebensgefahr hatte sie nicht geruht, bis sie ihn gefunden und in Sicherheit gebracht hatte, wo es der ärztlichen Kunst und ihrer liebevollen Pflege schließlich gelang, über die scheinbar tödliche Verwundung zu triumphieren.

Ein goldener Sarg.

Ein amerikanischer Goldschmidt, namens Wherfbale, der im Jahre 1831 starb, wurde in einem goldenen Sarge

begraben, den er selbst hergestellt hatte. Die Innenseite desselben war mit Purpur sammet, zu 10 Dollars der Meter, ausgeschlagen, während die Außenseite mit kostbaren Edelsteinen inkrustiert war. Der ganze Sarg repräsentierte ein Vermögen von 70 000 Dollars.

Die siegreichen Kaninchen.

Die Kaninchenplage in Australien zeigt keine Abnahme. In Neusüdwales allein sind 7 Millionen Acres (24 000 Quadratkilometer) Land verlassen worden wegen der Unmöglichkeit, dieselbe immer mehr zunehmenden Pest zu wehren. Dieselbe Kolonie hat schon über 20 Millionen Mark für die Kriegsführung gegen die Kaninchen ausgegeben und im Laufe eines Jahres 27 Millionen Kaninchenfelle bezahlt. Schon 25 000 Kilometer Drahtnetz sind gegen diese Landplage aufgestellt, überhaupt ist nichts versäumt worden, was dagegen Erfolg versprach. Gift, Massentötung und Impfung mit Krankheitskeimen . . . alles hat sich nutzlos erwiesen, der Vermehrung der Tiere zu steuern.

Die farbigen Bewohner der Union.

Unter der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten — nach letzter Zählung 62,622,250 — befanden sich 7,470,040 Neger oder Mischlinge, alle Mulatten, Quadronen und Octoronen eingerechnet. Das ergibt etwas über 12 Prozent und zeigt eine Zunahme, da jene 1880 nur 6,580,793 und 1870 erst 4,880,009 Köpfe zählten. Natürlich ist die verhältnismäßige Zunahme bei den Weißen größer gewesen. In Louisiana bilden die Farbigen die Hälfte der Einwohnerschaft, in Mississippi und Südcarolina fast $\frac{3}{4}$, und in den Küstengebieten, von Virginia bis incl. Louisiana noch über $\frac{1}{2}$. Allem Anscheine nach zieht sich die farbige Bevölkerung mehr und mehr nach dem Süden des Bundesstaates.

Japanische Eigentümlichkeiten.

Während wir von links nach rechts schreiben, schreiben die Japaner von rechts nach links; während wir beim Schreiben horizontale Linien bilden, bilden Japaner senkrechte Linien. Ein japanisches Buch endet da, wo unseres anfängt; daher muß man beim Lesen eines japanischen Buches die Blätter von rechts nach links, anstatt wie bei unseren Büchern von links nach rechts umwenden. Noch sonderbarer als die Bücher erscheinen aber von unserem Gesichtspunkt aus die japanischen Frauen. Eine Europäerin zeigt gern ihren Hals und ihre Arme (sofern diese schön sind), die Japanerinnen verbergen sorgfältig ihre oberen Körperteile und zeigen nur die Füße. Die Japanerin pußt sich bis zum 16. oder 17. Lebensjahre, d. h. bis zu einem Alter, wo unsere jungen Damen erst an einer gewählten Toilette Geschmack zu gewinnen anfangen. Bei uns in Europa sind es gewöhnlich die anständigen Damen, welche durch ihre Intelligenz glänzen, in Japan ist hingegen die Intelligenz das Privilegium des Weibes mit lockerem Lebenswandel, vorzüglich der „Geisha's“, einer Art Bajadere. Die europäischen Damen kleiden sich schwarz, wenn sie trauern, die Japanerinnen weiß. Bei unseren Gastmählern nehmen die Damen bevorzugte Plätze ein, werden zuerst bedient u. s. w. In Japan muß die Frau, während der Mann ißt, stehen; von abendlichen und nächtlichen Festlichkeiten ist das Weib geradezu ausgeschlossen. Wir feiern unsere Hochzeiten gewöhnlich am Tage, die Japaner des Nachts. Das Hochzeitsmahl findet bei uns im Hause der Braut, in Japan im Hause des Bräutigams statt. Bei uns gilt es als fein, männliche Bedienung zu haben; die Japaner geben weiblicher den Vorzug. Wir tragen die Kinder auf dem Arm, die Japaner auf dem Rücken. Unsere Damen der verschiedenen Gesellschaftsklassen unterscheiden sich von einander durch die Kleidung; in Japan tragen alle Weiber, von der Gemahlin des Mikado an bis zur einfachen Arbeiterin dasselbe Gewand; der einzige Unterschied besteht in der Qualität des Stoffes. Die Japanerin gibt sich meist keine Mühe, eine fremde Sprache so wie manche höheren Töchter stümperhaft zu radbrechen, sondern sucht eine Ehre darin, sich in ihrer Muttersprache weiter auszubilden und zu vervollkommen.



Flüssige Luft.

Die flüssige Luft, welche noch vor wenigen Jahren eine kostbare Seltenheit bedeutete, ist zur Zeit Gegenstand des Handels geworden. Die Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen bringt die flüssige Luft jetzt in Berlin in zwei Liter-Kannen zum Preise von 1,50 Mk. pro Liter in den Handel. Die Kannen sind doppelwandige Glasgefäße, der Zwischenraum ist luftleer ausgepumpt, um Wärmeleitungen zu verhindern, und weiter sind die Wände versilbert, um das Eindringen strahlender Wärme auszuschließen. Schließlich sind die Kannen noch in Drahtgestelle in gut isolierendem Filz gepackt. Der enge Hals ist durch einen Filzpfropfen lose verschlossen. In diesem Kannen hält sich die 190 Grad kalte Flüssigkeit bis zur vollständigen Verdampfung etwa 14 Tage.

Zu was allem die flüssige Luft praktisch verwendbar sein wird, läßt sich natürlich zur Zeit auch nicht annähernd überblicken. Einige Tropfen in ein Glas Wasser geschüttet, machen den Inhalt erfrieren: die flüssige Luft kann also zum Kühlen von allerlei Getränken und in geeigneter Form überall da verwendet werden, wo man bisher des Eises bedurfte. Zur Verdunstung gebracht, füllt sie den Raum mit kräftigem Sauerstoff: es bedarf also nicht mehr der Zuführung von frischer Luft durch geöffnete Fenster und Türen, und der Ventilatoren, um die Atmosphäre der Krankenzimmer, Gesellschafts- und Ballsäle usw. zu reinigen, oder Fächer oder sonstiger Kühlung spendender Mittel, um die Sommerhitze erträglich zu machen.

In Berlin ist die flüssige Luft, wie bereits oben bemerkt, für jedermann zu billigem Preise zu haben, wegen des Versandtes nach außerhalb führt die Gesellschaft zur Zeit Verhandlungen mit Bahn- und Postbehörden, welche voraussichtlich guten Erfolg haben werden. Danach dürfte sich ein Strom flüssiger Luft über ganz Deutschland ergießen, denn an Anwendung wird es nicht fehlen, nachdem der Stoff einmal billig und transportabel geworden ist. Die flüssige Luft wird ein Universalmittel werden, indem sich jeder seine Stube zum Luftkurator, den Gartenplatz zur Eisbahn und Küche und Keller eines Lukullus würdig gestalten kann.

Riesenaustern.

Die größten eßbaren Austern der Welt werden bei Port Lincoln in Südastralien gefunden. Sie sind so groß und ebenso geformt wie ein gewöhnlicher Teller. Mit der Schale messen sie zuweilen einen Fuß, und die Austern füllt ihre Schale so vollständig aus, daß davon nur ein schmaler Rand freibleibt. Für jeden Fremden ist es eine Ueberraschung, wenn er bei einem Frühstück in Adelaide eine einzige Auster vorgesetzt bekommt, die in Butter oder mit Eiern gebacken war.

Zwergvölker.

Es gibt sehr viel Zwergvölker, die in der Größe nicht sehr viel voneinander abweichen, in der Körperlänge nur zwischen 930 und 1370 Millimeter schwanken. Dazu gehören die Itäl auf den Philippinen, die Andaman-Inulaner, die Batwa im Kongo-Becken und die Affas in Zentralafrika. Von den afrikanischen Zwergvölkern berichtet Emin Pascha, daß die Stämme um den Affassee im Mittel 1245 Millimeter groß sind. Dr. Parke gibt die Größe der Batwa auf 1295 Millimeter an, stellt sie geistig aber noch unter die nubischen Neger. Die noch vorhandenen Zwergvölker werden von einigen Anthropologen als die Ueberbleibsel von Völkern angesehen, die einst ein weit größeres Gebiet — wahrscheinlich Indien, Nordafrika, die Pyrenäengegend, die Schweiz und Zentralamerika besiedelten. Die von Aristoteles und Herodot erwähnten Phygäen wohnten am Oberen Nil und im Niltale, und diese Diminutivmenschen standen damals wie heute auf der untersten Kultur.

Ich empfehle in reichhaltiger Auswahl

Damen-Westen, Schulterkragen, Trikot-Tailen,

hübsche, geschmackvolle Façons und Muster in allen Größen und Preislagen vorrätig.

Reform-Beinkleider

für Damen und Kinder.

L. Schwenck,

9 Mühlgasse 9.

4283

Eichen- u. Buchen-Brennholz,

geschnitten u. gespalten, ganz trocken, per Centner frei Haus, M. 1,25 empfiehlt

Tel. 2345

M. Cramer, Feldstraße 18.

Fleisch-Abschlag.

Verkaufe von heute an wieder:

Prima Rindfleisch	54 Pfg.	Gackfleisch	60 Pfg.,
Koostbraten	60 "	Lenden	90 "
Kalbsteck	65-70 "	Sammelfleisch	50-60 "

Bleichstr. 27, August Seel, Bleichstr. 27.



Frisch geschossene, schwere

Waldhasen

à 3.60,

sowie sonstiges Wild und Geflügel zum billigsten Tagespreis.

Emil Petri,

Herstraße 13.

Herstraße 13.

2671 Telephon 2671.

Gelegenheitskauf.

Möbel, Spiegel und Trumeaux, Uhren, Ketten, Tischdecken, Stahlstiche-Bilder, Haussegen und Oeldruck-Bilder billigst zu verkaufen. Bequeme Teilzahlungen.

Noonstraße 14, Parterre.

Regenschirme



Herrenhüte

billigste Preise!

größte Auswahl!

W. Osper, Ellenbogengasse 4.

Gute Wienschen.

Züngst wurde in Dachshausen einer armen Mutter von 7 Kindern im Alter von 15 Jahren bis 4 Monate von einer landw. Maschine ein ganzes Wein abgequetscht.

Die Frau liegt im Krankenhaus, der Mann kommt leider als Ernährer nicht in Betracht. Bittere Armuth u. Noth sind nun eingezogen, es fehlt an allem Möglichen.

Bitte helfet!

Jede Gabe wird dankbar vertheilt werden von Pfarrer Benze, Dachshausen bei Braunbach a. Rh.

Mädchen alt: 15, 12, 8, 6, 2 Jahre.

Knaben alt: 10 Jahre, 4 Monate.

5498